

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfengel.



No. 299. — Immer die Schlittschuhläuferin ist heute noch nicht drüber...

aus gehabt hätte. Der Philipp gleich zu tauchte und das ist all. Ich antwortete...

Lizzie Hanfengel.

Herr: „Zähne ziehen Sie doch hoffentlich schmerzlos?“

Bader: „Na, wissens, immer geht's halt net glatt ab, e portmol hob' ich mer beinah den Arm ausgerentet dabei.“

Unnütze Frage. Wiphbold (zum Photographen): „Nun soll ich wohl ein recht freundliches Gesicht machen?“

Photograph: „Erstens das, und zweitens im Voraus bezahlen.“

Wiphbold: „Nanu, warum denn?“

Photograph: „Sehr einfach, damit auch ich ein freundliches Gesicht machen kann.“

Ausrede. Richter: „Die bei Ihnen beschlagnahmte Milch enthielt fünfzig Prozent Wasser!“

Bäuerin: „Was S' net sagen?“

„Vielleicht hat mei' Kuh gar d' Wasser gesucht!“

Der große Unterschied. Ein armer Schlucker, der zu einem armen Geizhals kommt, spricht die Bitte aus: „Ach, mein Herr, unterstügen Sie mich, ich habe gehört, Sie sind sehr wohlhabend.“

„Wohl habend,“ erwiderte der Mann im Golde, „das bin ich wohl, aber nicht wohl habend.“ Und raufschlug die Thüre zu.

Gemüthlich. Hotelier: „Ihr Geld können Sie bei mir in Aufbewahrung geben.“

Gast: „Das halte ich nicht für nötig!“

Hotelier: „Warum nicht, hier lassen müssen Sie es ja doch!“

„Der Dien muß.“ Junge Frau (die sehr energisch ist): „... O, mein Mann ist immer sehr lieb gegen mich!“

Freundin: „Es wird ihm wohl nichts and'res übrigbleiben!“

Der Deutsche Kaiser als Wirth und Gast.

Auch seine politischen Gegner bezweifeln nicht, daß der Deutsche Kaiser ein außerordentlich lebenswüthiger Gastgeber ist. „Alle,“ so plaudert der „Roland von Berlin“, „die je zur kaiserlichen Tafel gezogen wurden, wissen davon zu erzählen.“

Ein Grundzug seines Wesens ist, daß er nur heitere, fröhliche Gesichter um sich sehen möchte; alles Larmohnte und Selbstquälerei ist ihm zuwider. Daher seine stete Betonung der Wichtigkeit des befreienden Optimismus gegenüber dem grüblerischen Pessimismus und dem gehässigen Nörgelthum.

Nie tritt dieser Wesenszug schärfer hervor, als bei seinen Nordlandreisen. Gleich bei Antritt der Reise ermahnt er seine Getreuen, allen Harm und alle Sorgen dahing zu lassen und sich unbesorgt an den Schönheiten der Natur zu erfreuen. „Erzählt mir,“ — er reißt seine Gäste jovial mit „Ihr“ an — „unterwegs nichts Unangenehmes; ich will mich von meinen Regierungsgeschäften erholen.“

Das ungefähre ist der knappe Inhalt jeder üblichen, stets humoristisch gefärbten Antrittsrede. Denn Wilhelm der Zweite liebt den Humor und theilt sich oft mit Verken und Zeichnungen an den drastischen Bierbank-Bildern mit Text, die auf der Höhe des Jollens dem Ergößen der Tischgesellschaft dienen.

Daß die Gastlichkeit auf der Hohenzollern an Aufmerksamkeiten und Splendiddität ihresgleichen sucht, wird von allen, die sie genossen haben, bezeugt. Der kaiserliche Gastgeber betümmert sich um das Wohlergehen jedes Einzelnen seiner Gäste; und um Gelegenheiten zu haben, mit jedem einmal persönliche Unterhaltungen zu pflegen, ist eine wesentliche Tischordnung eingeführt, die es jedem ermöglicht, einmal zur Rechten oder zur Linken von „Majestät“ zu sitzen.

Die gute Laune des Gastgebers sorgt dafür, daß die Tafelrunde stets eine frohbelebte bleibt. Hier darf man Mensch sein und sich ganz Mensch fühlen. Aber wehe, wer hier von den streng verpönten Staatsgeschäften ein Wortchen rüßten wollte! Mit der guten kaiserlichen Laune wäre es sofort vorbei.

Es rüßtet's auch keiner. Der Wirth in der kaiserlichen Antrittsrede: „Nur nichts Geschäftliches!“ wirkt so intensiv, daß selbst das Wichtigste, was an Politik von der Gemüth in die Ferne dringt, stillschweigend übergegangen wird. Auch geht man voraus, daß Majestät alles schon weiß; man hält wirklich den Kaiser in einer an „Allwissenheit“ grenzenden Weise für informiert. Daher kam es z. B., daß der preussische Gesandte Dr. Stübel in Christiania, als er auf die Hohenzollern befohlen wurde, dem Kaiser von der Geburt seines Enkels keine Mittheilung zu machen sich getraute. Ja, sich nicht „getraute“ — so weit geht der Respekt! Er setzte als selbstverständlich voraus, daß Majestät bereits von dieser Geburt unterrichtet sei; was leider, wie häufig in anderen Dingen, noch nicht der Fall war.

Abwarten, bis Majestät selber ein Thema anspricht: das ist die Lösung auf der Hohenzollern. Nur wenn der Kaiser an Land geht, erfährt er Genaueres von den weltlichen Vorgängen; denn die eingeborenen Norweger, diese nordischen Schweizer, fähren sich den Rudud ums Hofzeremoniell und reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. So kommt's, daß der offizielle Führer Beher, der für den Kaiser und sein Gefolge viele Touren durch Norwegen arrangirt hat, dem Herrscher des Deutschen Reiches mehr Tagesvorkommnisse zu übermitteln pflegt als die kaiserliche Umgebung.

In Norwegen taucht der Kaiser, wenn er an Land geht, auch mehr Zeitungen als je in Deutschland, mit Vorliebe englische; und was er aus diesen erfährt, bringt sein impulsives Naturell bisweilen derart in Wallung, daß er eine jener Depeschen in die Welt hinausflattern läßt, die wochenlang das Gesprächsthema der Zeitgenossen bilden.

Unterwegs darf ihm eben kein Mensch das zuwischenreden; der Kaiser ist da der absolute Wille. Von einer Hohenzollern-Kamarilla kann füglich nicht die Rede sein.

Die Freunde und Verwandten der Hohenzollern-Getreuen denken sich's allerdings anders. Gar mancher hat die naive Vorstellung, als ob der von der kaiserlichen Gunst Begnadigte in jedem Augenblick für seine intimsten Privatangelegenheiten das Ohr des Kaisers habe. Was für Wünsche und Klagen daher an die Gäste des Monarchen gestellt werden, spottet aller Beschreibung. Der eine will eine Staatsstellung, der andere ein Darlehen, ein dritter eine Apotheken-Konzession, weil es ihm damit auf dem vorgeschriebenen Instanzenwege nicht rasch genug geht.

Die braven Leutchen können in ihrer kindlichen Vorstellung nicht begreifen, daß der Kaiser nur in der Stellung eines Gastgebers zu seinen Gästen steht und daß diese nicht die Stellung Vertrauter sich anmaßen dürfen. Sie sind die Reisefameraden eines hohen Herrn, weiter nichts.

Anders und offizieller ist die Stellung des Kaisers als Gastgeber zu Lande, sozuzulagen als Schloßherr. Die Gäste, die er da zu seiner Tafel läßt, sind hervorragende Männer der Wissenschaft oder prominente Ausländer, denen er sein Wohlwollen bezeugen will. Hier ist er, meist in kleinerem Zirkel, der „Grandseigneur“, und alle, die des Vorzuges gewürdigt werden, diesen Zirkeln beizuwohnen, stauen besonders die kaiserliche Fertigkeit an, auf den Gedankengang jedes einzelnen Gastes einzugehen, ja das Thema, das diesen speziell interessiert, scheinbar förmlich zu beherrschen.

Diese Fertigkeit ist der Stolz des Kaisers; ein geistiger Stolz, den er von seiner Mutter ererbt hat. Denn die Kaiserin Friedrich, die den größten Theil ihres Lebens die populäre Kronprinzessin blieb, suchte eine Ehre darin, über alle geistigen Stoffe, die aus dem Leben, aus Kunst und Wissenschaft in ihren Gesichtskreis traten, aufs Gründlichste unterrichtet zu sein und aus dieser Sachkenntnis heraus entscheidende Anregungen geben zu können.

Er weiß mit Professor Deligisch bei Tisch über Babylon und mit Professor Elab über die Erzeugnisse der modernen Technik nicht nur zu „plaudern“, sondern ernsthaft zu debattieren. Jules Simon, der bekannte französische Staatsmann und Gelehrte, konnte nicht genug von der intimen Kenntniß erzählen, die der Kaiser als sein Gastgeber hinsichtlich der französischen Literatur entwickelt hatte.

Daß der Kaiser ein eminentes Sprachtalent hat, ist bekannt. Außer dem Französischen und Englischen, das er beides fließend beherrscht, spricht er perfekt Italienisch und stellt auch im Schwedischen und Russischen seinen Mann. Interessant ist auch der Kaiser als Gast: Wo der Kaiser als der einfache Freund des Hauses sich gibt, da ist die Bewirthung nicht unerschwinglich; denn der hohe Gast bittet es sich energisch aus, daß von den sonstigen Lebensgewohnheiten nicht abgesehen wird, und hat es mit Männern zu tun, die diesem Wunsche um so lieber entsprechen, als sie seinerlei Ambition haben, durch Prunk zu imponieren.

Anders liegt die Sache, wenn der Kaiser, der bekanntlich nicht eingeladen werden darf, sondern sich einläßt, bei einem seiner übrigen Getreuen zum Frühstück, zur Mittags- oder Abendtafel oder gar zum Jagdausenthal sich ansetzt. Eine solche Anstalt kann unter Umständen sehr, sehr kostspielig werden, ohne daß natürlich der Kaiser es beachtet; denn in Bezug auf den Kostenpunkt verliert oft bei solchen Anlässen selbst der scharfsinnigste Monarch den Maßstab für die Dinge. Man erzählt sich von einem konserativen Amstath, einem Royalisten streitbarer Überzeugung und ebensolchen Freunde Bismarcks, daß er, nachdem er zweimal der Ehre gewürdigt worden war, seinen Landesherren bei sich speisen zu sehen, bei der dritten Anstalt eine dringliche Reife vorbrachte, um den mit dieser Anstalt verbundenen horrenden Auslagen geschickt auszuweichen. Als Majestät das erfuhr, bei ihm speiste, hatte der Gastgeber zur Renovirung des gesammten Amstathens und zur Ausschmückung des Hauses nicht weniger als gegen zwanzigtausend Mark verausgabt. Dafür hatte er dann vom Kaiser das Kompliment eingeholt: „Am meisten habe es ihn gefreut, daß der Amstath „so wenig Umstände“ gemacht habe!“

Einem General in Berlin N.W., der gleichfalls zu den Getreuen des Monarchen zählt, tofete ein Abend, an dem die genau topirte Hohenzollern illuminiert gezeigt wurde, die Kleinigkeit von etwa dreihunderttausend Mark. ...

Vom König der Diebe.

George Manolescu ist dieser Tage in Mailand gestorben. Er ist nur achtunddreißig Jahre alt geworden und war der berühmteste Dieb der Gegenwart. Nicht bloß deshalb, weil er sein Leben in Memoiren selbst beschrieben hat, sondern weil er einer der kühnsten Verbrecher gewesen ist.

Seine Spezialität waren Hoteldiebstähle. Er trat immer sehr nobel auf, anfangs als Fürst Lovhovan, später unter anderen Pseudonymen, lebte in Paris, Nizza, Berlin, Wien nur in ganzerkühnen Kreisen und logirte in den elegantesten Hotels. Um die Dienerstunde suchte er die leeren Hotelzimmer der Leute ab, bei denen er reiche Beute namentlich Juwelen) zu finden hoffte. Es war sein Trid, an den Türen der Bestohlenen höflich anzuklopfen. Kam eine Antwort, dann trat er unter einer Entschuldigung, als habe er sich geirrt, zur Seite. Er könnte kein „Gerein!“ so wußte Manolescu, daß die Lust für ihn rein war.

Manolescu erzählt in seinen Memoiren, daß er schon ein Millionenerwerbungen zusammengeholet habe. Er führte die Komödie des großen Kavaliers so vollendet durch, daß eine deutsche Gräfin ihn heiratete. Manolescu hatte eine Villa in Zürich gekauft und hätte dort mit Weib und Kind ruhig leben können. Aber er begann heimlich zu spielen und verlor sein ganzes Geld. Als er blank war, fing er wieder an zu „arbeiten“. Man kann sich die ungesheure Bestürzung der Frau Manolescu denken, als er in Zürich verhaftet wurde. Das ganze Kartenhaus stürzte jählings zusammen. Doch wußte Manolescu auch den Gerichten manches Schnippen zu schlagen. Er arbeitete

ausgezeichnet in „geistiger Umwandlung“. Selbstverständlich ist er von Wiener Psychiatern für unzurechnungsfähig erklärt worden. Auch in Berlin wurde er in eine Irrenanstalt gesteckt. Wie er von dort entfloß, nach Ueberwältigung eines Wärters, das gehört zu den aufregendsten Kapiteln dieses romantischen Lebens. Auch bei dieser Flucht halfen ihm aristokratische Damenhände.

Großzügig war auch die Schnelligkeit, mit der Manolescu jeden Augenblick das Operationsfeld zu wechseln wußte. Er stammte eigentlich aus Butareff, wo er eine Kadettenschule besucht hatte. Mit sechzehn Jahren brannete er nach Konstantinopel durch. Dort verübte er seinen ersten Diebstahl. Dann tauchte er plötzlich in Paris auf. Dort arbeitete er an sich. In seinen Memoiren erzählt Manolescu, daß er in Paris oft hundenlang vor dem Spiegel gestanden und seine eigenen Miene (Harmlosigkeit im Diebstahlsmoment!), sowie Handgriffe und Kniffe einstudirt habe. Als er in Paris verurtheilt wurde, da waren ihm 54 Diebstähle nachgewiesen. Die französischen Gefängnisse bedeuteten die schmerzliche Zeit in Manolescus Leben, er sprach darüber stets mit besonderem Ingrimm. Kaum entlassen, taucht er in Nizza auf. Dann überfiehlt er unversehens nach Amerika. Ueber Honolulu und Japan kehrt er nach England zurück. Dann „arbeitete“ er plötzlich wieder in Dresdener Hotels, dann in Wien. Aber er war schon zu berüchtigt geworden. Die internationale Polizei kannte schon den Stil seiner Diebstähle. Wo ein Diebstahl in besonders hochstaplerischem Gewand verübt wurde, da riefen die Kommissäre immer auf Manolescu.

Unheimliches Geschick bewies er auch beim Verkauf seiner Beute. Manches kostbare Gut sendete er an Hehler übers Meer, sozuzulagen „auf Treu und Glauben“ im Diebsverkehr. Wehe dem Hehler, der ihn hinterging! Manolescu wußte ihn zu strafen. Mit wahrhaft innigem Behagen erzählt er in seinen Lebenserinnerungen, wie gründlich er einen Hehler, der ihn betrogen, befohlen hat. Auch in Diebesangelegenheiten soll es anständig und korrekt zugehen.

Vor ein paar Jahren sind Manolescus Memoiren erschienen. Es ist wenig gekluntern in dieser Lebensgeschichte und die Belege für die Wichtigkeit der interessantesten Stellen finden sich in deutschen, französischen, italienischen, österreichischen, schweizerischen und amerikanischen Gerichtsakten. Seine Memoiren schloß Manolescu mit der feierlichen Versicherung, nichts mehr verbrechen zu wollen. Er schied feierlich von der Karriere, die ihm internationalen Spitzbubenruhm gebracht.

Seit er hat man wirklich von keinem Schelmenreich Manolescus mehr gehört. Sein Auentheurium trieb ihn nach Alaska, dort wurde er Goldgräber. Das war doch ein zu normal bürgerlicher Erwerb für ihn. Er lebte nach Europa zurück und — heiratete. Eine Millionärin, Mme. Pollet, so erzählen die Zeitungen, soll ihn gewöhnlich haben, aber die Zeitungen sind ja im Punkte Wahrheitsliebe nicht so verlässlich wie Georges Manolescu. Jedenfalls lebte Manolescu still und ehrlich in Mailand. Als einmal das Gerücht von einem neuen Manolescu-Streich durch die italienischen Zeitungen ging, da dementirte er ganz entschieden. Der kühnste Spitzbube war am Schluß nur noch ein mittelmäßig begabter Literat. Nun ist er gestorben, verhältnismäßig jung, mit 38 Jahren. Sein Leben war jedenfalls bunter, abenteuerlicher und verwegener als das der meisten Zeitgenossen. Freilich auch zehrender. Er mußte sich schnell verbrennen. Manolescu konnte nicht alt werden.

Das grüne Meer. Die Klagen über Waldverwüstungen sind nichts Neues mehr, aber es ist gut, wenn von Zeit zu Zeit wieder an der Hand von authentischen Zahlen Warnungen aufzulaufen. Gerade jetzt wieder hat die Forstabtheilung uneres landwirtschaftlichen Amtes in Washington einen Bericht herausgegeben, der einen erfreulichen Einblick in den Stand unseres Waldwesens gewährt. In Michigan, Pennsylvania, Wisconsin, New York, Texas, Arkansas, Mississippi, Louisiana und Washing-

ton, in den neun Staaten, die bis vor einem Vierteljahrhundert die Hälfte der Holzausbeute der Union ergaben, sind gewaltige Veränderungen vorgegangen. 3. B. in Michigan, das damals 23 Prozent lieferte, ist nur noch mit 5.6 Prozent vorgemerkt. Dabei hat sich die Nachfrage nach Holz um das Dreifache gesteigert, was in gar keinem Verhältnis zum Zuwachs der Bevölkerung steht.

Nach vor fünfzig Jahren erstreckte sich das grüne Meer der Wälder über einen großen Theil der Ebene am Mississippi vom mexikanischen Meerbusen fast bis zur arktischen Grenze Kanadas. Der Holzreichtum schien sogar ein Hinderniß für die im Schnellschritt marschierende Entwicklung zu sein. Niemand lag das Schicksal der Wälder am Herzen, niemand machte sich Sorgen über die Holzverschwendung. Man hielt den Wald für unerschöpflich. Wohlstand brachte ja nur die über die schwarzgebrannten Baumstümpfe wogenden goldenen Lehren.

Das erste Opfer der Art waren die Laubwälder der östlichen Höhenzüge. Bald waren sie nicht mehr ergebnis genug für die fast über Nacht auf der Prärie entstehenden Wohnorte. Es kamen die Nadelwälder an die Reihe, die sich auf tausend Meilen in Länge und Breite auf dem Gebiet um den Superiorsee und am oberen Ende des Michigansees erstreckten. Alles fiel einer vandalischen Raubwirtschaft anheim, und nur dem ungeborenen Waldreichtum ist es zu verdanken, daß das Gebiet heute noch immer ergebnis ist.

Zur rechten Zeit tauchte damals Friedrich Weyerhäuser — von Geburt ein Badener — auf, der heute als eine Art Rockefeller auf seinem Gebiet in St. Paul lebt. Er konnte die Zeit ausnützen, in der sich die Bauholzindustrie von den Rinderschulen aus entwickelte, bis sie die vierte Stelle der Großbetriebe in den Ver. Staaten einnahm. Haben ihre Produkte doch im vorigen Jahr den Werth einer Milliarden Dollars erreicht. Fast der gesammte Urwald des Kontinents kam in den Besitz einiger tausend Personen, die Riesenvermögen erwarben. Weyerhäuser besitzt z. B. jetzt Fortken, die sich von den großen Seen über das Felsengebirge bis zum Stillen Ozean, von California bis Kanada erstrecken. Noch sind gewaltige Strecken des Urwalds im Norden vorhanden. Sie gilt es vor der Art des Lumberjacks und vor den Waldbürden zu schützen. Um einen Bruchtheil für die kommenden Generationen zu retten, ließ Präsident Roosevelt Waldungen im Westen mit einem Flächeninhalt von 200,000 Quadratmeilen der Besiedelung entziehen, und es wird jetzt auf diesem Gebiet, das an Größe Deutschland gleichkommt, ein Verwaltungssystem eingeführt, das dem deutschen Forstwesen ähnlich und nach deutschem Muster aufgebaut ist. Es hat schon gute Früchte getragen.

Was uns das Unglück nicht raubt, opfern wir meist dem Glücke. Eine Frau in St. Louis hat bekannt gemacht, daß sie bereit ist, ihren Gatten zu verheirathen. Wenn er sich das ruhig gefallen läßt, dann ist er auch geschenkt noch zu teuer.

Im Bundeskongress droht ein Defizit von ein paar hundert Millionen Dollars, wenn der Kongress keine Sparsamkeit übt — mit anderen Worten, ein Defizit ist unvermeidlich.

Szene in einem Wolkenträger-Hotel der Zukunft: „Sind Sie bald fertig mit dem Fortschaffen der Koffer, John?“ „Hausnecht!“ „Jamohl, in ein paar Minuten.“ — „Erlert.“ „Gut, wenn Sie das besorgt haben, spannen Sie das Rettungsnetz vor dem linken Gebäudeflügel aus. Frau Hibowl hat soeben vom 198. Stockwert heruntertelefonirt, daß ihr Mann zum Fenster hinausgefallen ist.“

Unter den 595,380 Einwohnern von Boston befinden sich 410,965, die entweder im Auslande geboren oder die Kinder von Einwanderern sind. Und Boston nennt sich die Stadt des wahren, unverfälschten Yankeeentums.

Wenn der Verstand überzeugt ist, so ist es nicht immer auch das Herz.

Neuer Sport.



Lante: „Aber, Jungens, wo habt ihr denn wieder meinen Muff gelassen? — Ich sollt ihn doch nicht immer in die Hände nehmen!“ Kleiner Hans: „Wir haben ihn ja auch gar nicht in die Hände genommen — wir spielen ja bloß Fuß ball damit!“



„Denken Sie nur, Frau Schmidt, da hat mir neulich der Arzt ein römisch-irrisches Bad verordnet, und ich hatte mich schon so sehr darauf gefreut. Und was war es? Ganz gewöhnliches Wasser war es!“